



**DIE
NACHT
DER** Christian Dürnberger
**FRAGEN
UND
DER
MORGEN
DANACH**

Ein Roadtrip durch die
Geschichte der Philosophie

Dittrich

Christian Dürnberger

Die Nacht der Fragen und der Morgen danach

Ein Roadtrip durch die Geschichte der
Philosophie

Dittrich

© Dittrich Verlag ist ein Imprint
der Velbrück GmbH, Weilerswist-Metternich 2022
Printed in Germany
ISBN 978-3-947373-89-5
eISBN 978-3-947373-96-3
www.dittrich-verlag.de

Satz: Gaja Busch, Berlin
Covergestaltung: Helmi Schwarz-Seibt, Leverkusen

Bibliografische Information der Deutschen
Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Inhalt

DER ROMAN

Die Nacht der Fragen und der Morgen danach

DIE AUFLÖSUNG: Who's who?

Welcher Philosoph bzw. welche Philosophin verbirgt sich hinter welcher Figur?

DAS GLOSSAR

Eine kurze Geschichte des Philosophierens

VORWORT

Oder: die ›Spielregeln‹ dieses Buches

Warum braucht ein Buch ›Spielregeln‹? Das vorliegende Buch ist ein Roman: Während eines rauschenden Festes kommt der Ich-Erzähler einem Verbrechen auf die Schliche. Die Besonderheit: Jede Figur, die der Ich-Erzähler im Laufe dieser Nacht kennenlernt, steht für einen berühmten Philosophen oder eine berühmte Philosophin.

Das Buch ist demnach so etwas wie ein Roman mit doppeltem Boden. Man kann die Geschichte einfach ›nur‹ lesen, oder darüber hinaus die philosophischen ›Spuren‹ verfolgen: Wer ist die vermögende Frau mit Hund, die davon überzeugt ist, dass das Leben stets Leid bedeutet? Wer ist der Gothic-Teenager, der das Internat so schrecklich findet, dass er nicht mehr so recht an das Gute im Menschen glauben will? Wer verbirgt sich hinter dem eloquenten Gastgeber, in dessen prunkvoller Villa die Party stattfindet?

Der Ich-Erzähler trifft 24 markante Charaktere – und jeder von ihnen steht für einen essentiellen Teil der Philosophiegeschichte. Ein philosophischer Krimi also, in dem es vor Philosophinnen und Philosophen nur so wimmelt. Und der Detektiv, die Detektivin – das sind die Lesenden selbst. Sie ermitteln und rätseln, wer sich hinter welcher Figur verbirgt.

Der Roman ist also eine spielerische Einführung in die Philosophie. Und wo ein Spiel gespielt wird, dort braucht es auch Regeln. Keine Sorge, diese sind kurz und knapp und umfassen nur zwei Punkte:

1. Hinweise auf eine Philosophin, auf einen Philosophen sind im Laufe der Geschichte mit erweitertem Abstand gesetzt. Auf diese Hinweise gilt es zu achten, will man entschlüsseln, wer sich hinter einer Figur verbirgt.

2. Da es in der Philosophie um Gedanken und Argumente, nicht aber um Äußerlichkeiten geht, bieten das Alter, das Geschlecht oder die Biographie einer Person in der Regel keinerlei Anhaltspunkte für die Entschlüsselung. Sokrates kann im Roman also beispielsweise als fünfjähriges Mädchen auftauchen.

Auf das Ende der Geschichte folgt die Auflösung und daran anschließend ein Glossar, in dem die Philosophie der ausgewählten Denkerinnen und Denker zusammengefasst wird. Sie - liebe Leserin, lieber Leser - halten also nicht nur *ein* Buch in Händen, sondern eigentlich *zwei*. Der zweite Teil des Buches gleicht nämlich einer eigenständigen Einführung in die Philosophiegeschichte. Aber blättern Sie nicht vor! Sie würden sich die Spannung verderben. Aus diesem Grund findet sich auch kein Inhaltsverzeichnis der ausgewählten Philosophinnen und Philosophen am Beginn dieses Buches.

Damit bleibt nur noch über die Auswahl zu sprechen. 24 Denkerinnen und Denker sind es, die im Buch ihren großen Auftritt haben. Diese Zahl ist angesichts der Jahrtausende vielfältiger Philosophiegeschichte in allen Teilen der Erde gering und kann nur subjektiv gerechtfertigt werden. Es sind also nicht die Wichtigsten und Berühmtesten, nein, es sind schlicht die 24, die ich ausgewählt habe. Mal, weil sie mir besonders am Herzen liegen; mal, weil man sie wahrscheinlich in so einer Einführung erwartet. Dabei fehlen nicht nur große Namen, es zeigt sich auch ein Ungleichgewicht. Zum einen fokussiert meine Auswahl auf

die abendländische Geschichte, zum anderen überwiegen (zumindest mit Blick auf die früheren Jahrhunderte) Männer. Beides ist meiner Unkenntnis geschuldet, ergibt sich jedoch zumindest zum Teil auch aus der Geschichte selbst. Wir kennen beispielsweise in der Antike kaum Philosophinnen, deren Werk uns überliefert worden wäre. Es bleibt zu hoffen, dass wir gegenwärtig und zukünftig in Zeiten leben, in denen niemand mehr daran gehindert wird, Philosophie zu betreiben, und zwar unabhängig von Geschlecht, Ethnie und Herkunft.

Und nun ... kann die Nacht der Fragen beginnen.

1

Am Anfang war das Staunen.

Das Staunen über meine eigene Dummheit.

Warum hatte ich mich bloß auf all das eingelassen?

Am liebsten hätte ich diesen Abend so verbracht wie alle anderen Abende der vergangenen Woche: alleine mit Wein. Stattdessen jedoch saß ich mit zwei wildfremden Menschen in einem Auto, das mich zu einem Fest chauffierte, auf dem ich niemanden kannte. Und auf dem ich nicht sein wollte.

Nun gut, ganz wildfremd war mir der Mann auf dem Rücksitz neben mir nicht, immerhin hatte ich diese Woche mehrmals mit ihm in aller Früh einen Kaffee getrunken – nachdem er mich aufgeweckt hatte.

Hendrik war die Reinigungskraft im Stockwerk unserer Redaktion, die erste männliche Reinigungskraft, die ich in meinem gesamten Arbeitsleben zu Gesicht bekommen hatte, und als solche hatte er mich um fünf Uhr früh auf dem Boden meines Büros schlafend vorgefunden.

»Haben Sie die ganze Nacht hier geschlafen?«, hatte er gefragt.

»Warum zur Hölle sind Sie schon da?«, war meine Antwort gewesen. Ich hatte mit der Putzkolonie gerechnet, aber doch nicht um diese Uhrzeit. Kurz hatte ich mit dem Gedanken einer Notlüge gespielt, ich hätte irgendetwas von einer dringenden Deadline erzählen können und dass ich deswegen im Büro auf einer mitgebrachten Decke geschlafen hatte, aber ich war es müde, so zu tun, als wäre alles in Ordnung. Und so hatten wir in der Küche der Redaktion einen ersten gemeinsamen Kaffee getrunken und ich hatte Hendrik alles erzählt.

Als ersten Menschen überhaupt.

An den folgenden Morgen waren wir mehr und mehr ins Reden gekommen. Es war schwierig, sein Alter zu schätzen, aber ich tippte auf fünfzig, wenn nicht gar sechzig Jahre. Hatte ich zuerst, wenn ich Hendrik sah, stets an Altersarmut gedacht, so lernte ich bald, dass er sich weder um die Höhe seines Einkommens noch um irgendwelche anderen materiellen Dinge kümmerte. Solange er über die Runden kam, war ihm dies Alles vollkommen egal. Er brannte einzig und allein für sein Lebensprojekt: Interviews. Er wollte mit Menschen reden, ihnen Fragen stellen und ihre Antworten hören.

Ich weiß, wie das klingt: Naiv und kindlich, und ganz kann ich diesen Eindruck nicht von der Hand weisen. Hendrik wirkte in der Tat manchmal wie ein Kind auf mich. Wissbegierig, aber auch nervig mit seiner ständigen Fragerei, die kein Ende zu nehmen schien. Zugleich jedoch erzählte er mir, dass er einen Videoblog unterhielt, der es durchaus zu einiger Reichweite gebracht hatte. Der Putzmann unserer Büros war demnach ein erfolgreicherer Journalist als ich je es sein würde.

Die nächste bittere Erkenntnis in meinem Leben.

»Das Video habe ich gesucht«, sagte Hendrik und hielt mir sein Smartphone entgegen. »Das war eine gute Ausgabe. Erinnerst du dich?«, wandte er sich an den Mann hinter dem Steuer. »Mein Interviewpartner war ein angesehener General«, fuhr Hendrik wieder an mich gerichtet fort. »Ich habe mit ihm über Mut gesprochen. Was bedeutet es eigentlich heutzutage, wenn jemand tapfer ist? Was soll es heißen, wenn...«

»Das Video brachte richtig viele Klicks«, unterbrach ihn unser Fahrer, ein Typ mit breiten Schultern, der wesentlich jünger als Hendrik war. Ich hatte keine Ahnung, wo und wie sich die Beiden kennen gelernt hatten, aber ich wusste mittlerweile, dass der Mann Witali hieß und so etwas wie

der Produzent und Regisseur des Videoblogs war, ja, der gesamte Onlineauftritt war seine Idee gewesen.

»Klicks«, sagte Hendrik verächtlich, machte eine wegwerfende Handbewegung und nahm sein Smartphone wieder an sich, noch bevor ich auch nur die ersten zehn Sekunden des Videos hätte sehen können.

Das allerdings störte mich nicht. Mir war der gesamte Videoblog in diesem Augenblick – diplomatisch formuliert – herzlich egal. Witali sprach weiter über ihren Erfolg, Hendrik erzählte über diverse Interviewpartner, die er bereits vor seinem Mikrophon gehabt hatte, ich aber hörte alldem kaum zu, sondern schmiedete fleißig Fluchtpläne. Ja, ich hatte versprochen, auf diese Party mitzugehen, wir hatten allerdings nicht darüber verhandelt, für wie lange. Wenn ich es richtig einschätzte, würden die zwei Männer das Fest nutzen, um möglichst viele Videos für ihre Plattform zu drehen. Dies wiederum bedeutete, dass ich vielleicht früher als gedacht unbemerkt abhauen konnte. Und nichts Anderes hatte ich vor.

Allerdings machte ich mir Sorgen, wie ich in die Stadt zurückkommen sollte. Ein Taxi würde jedenfalls teuer werden. Wir waren bereits seit über vierzig Minuten unterwegs. Die Gegend war zuerst ländlich geworden und wurde nun von Minute zu Minute feiner, Villa reihte sich an Villa, örtliche Segelclubs waren ausgeschildert, am Horizont lagen Weinberge in der frühabendlichen Sonne, der Wert der Autos, die am Straßenrand parkten, überstieg gefühlt mein lebenslanges Einkommen, wobei zu bedenken galt, dass die wirklich teuren Wagen wohl hinter den dicken Hecken und Mauern standen, kurzum: Wir waren dabei, in das Territorium der Reichen und Superreichen einzudringen. Und entsprechend fühlte ich mich auch: Wie ein Fremdkörper, der hier nichts zu suchen hatte.

»Es ist nicht mehr weit«, sagte Hendrik, und obwohl er von einem sorgenfreien Vermögen noch weiter entfernt war als ich, wirkte er wie ein Fisch im Wasser bei dem Ausblick darauf, gleich bei einem der reichsten Menschen des Landes zu einem großen Fest eingeladen zu sein. Und dies lag nicht nur daran, dass er bei jeder dieser Partys in den vorangegangenen Jahren Gast gewesen war, nein, es passte zu seinem Naturell. Wie es auch zu seinem Naturell passte, dass er mich mitschleppte.

»So geht es nicht weiter«, hatte er beim dritten Kaffee zu mir gemeint. Wir waren längst zum Du übergegangen. »Du kannst hier nicht jede Nacht schlafen, du kannst dich nicht nur in Selbstmitleid suhlen ...«

»Ich suhle mich nicht in Selbstmitleid, ich...«

»Du musst unter Leute«, hatte er mich unterbrochen. »Ich weiß, es gibt viele, die stundenlang durch die Natur spazieren, wenn sie Probleme haben und Antworten suchen, aber ich sage Dir: Die Felder und Bäume können dir nichts über das Leben beibringen, das können nur andere Menschen. Also geh raus und unterhalte dich. Du musst wieder unter Leute«, wiederholte er, und noch bevor ich hätte erwidern können, dass ich rein gar nichts über dieses Leben lernen wollte, hatte er mir bereits von dieser Party erzählt, und auch davon, dass er als ›enger Freund des Hauses Landau‹, wie er sich mit Ironie in der Stimme selbst bezeichnet hatte, Gäste mitbringen durfte.

Den Rest konnte man sich denken.

»Wir sind da«, unterbrach Witali meine Gedanken, die noch immer um das Thema ›Flucht‹ kreisten.

»Na, habe ich dir zu viel versprochen?«, fragte Hendrik und nickte in Richtung des Anwesens, das sich als gewaltige Kulisse in der Ferne vor uns aufbaute. Ich hatte gewusst, dass dieser Landau reich war, seinen immensen Reichtum aber mit eigenen Augen zu sehen, verschlug mir

dann doch die Sprache. Es war mehr Schloss als Haus, mehr Areal als Garten, mehr spätrömische Dekadenz als Gegenwart.

»Ich weiß«, sagte Hendrik, der meine Gedanken zu lesen schien. »Aber warte erst mal ab, bis du drinnen bist. Ich staune jedes Mal, dass es so viele Dinge gibt, deren ich nicht bedarf.« Er lächelte verschmitzt über seine Formulierung, die ohne Zweifel eine Kritik am Gastgeber und dessen Lebensstil war.

Bedienstete wiesen Witali derweil an, wo genau auf der riesigen Fläche vor der Gartenmauer er das Auto abstellen sollte. Wir stiegen aus und machten uns auf den Weg zum Eingang. Nicht zum Eingang des Hauses wohlgemerkt, der lag noch gut mindestens einen Kilometer von uns entfernt, sondern zum Eingang des Anwesens, an dem kontrolliert wurde, ob die Ankommenden denn auch tatsächlich auf der Gästeliste standen.

Wir stellten uns in der Schlange an, als mein Smartphone seinen Benachrichtigungston hören ließ. Ohne darüber nachzudenken, wie automatisiert, griff ich zu meinem Handy, um die eingegangene Textnachricht zu lesen, da aber spürte ich Hendriks Hand auf meiner Schulter.

»Sie?«, fragte er.

Ich nickte stumm.

»Lies es erst morgen«, sagte er. »Dieser Abend gehört dir. Nicht ihr.«

2

Insgeheim rechnete ich damit, dass die Türsteher – wenn man sie denn Türsteher nennen durfte – uns abwies, dass sie so etwas sagten wie ›Nein, niemand von Ihnen steht auf unserer Liste, und so, wie Sie aussehen, wundert uns das auch nicht.‹ Aber offenbar erfüllten wir die Formalien, denn sie ließen uns anstandslos das Anwesen betreten. Hendrik hatte also nicht gelogen: Wir waren in der Tat geladene Gäste auf einem Fest des berühmten Nicolaas Landau. Während ich über diese Tatsache noch erstaunt war, eröffnete sich vor uns die riesige Gartenanlage des Anwesens: Mit englischem Rasen, gepflegten Blumenbeeten, kleinen Wäldchen, Wasser speienden Brunnen, künstlerisch zurecht gestutzten Sträuchern, modernen Skulpturen und antik anmutenden Statuen. Der Anblick von alldem aber wirkte nicht überladen, nein, die Elemente verloren sich vielmehr in der Weite und den Nischen des Parks. Denn nichts anderes war es: ein Park. Die einzige Straße, die auf das Haus zulief und auf der die wirklich wichtigen Besucher mit ihren Wagen bis zur Villa vorfahren durften, wirkte wie ein schmaler, unbedeutender grauer Streifen im Grünen.

Gemeinsam mit anderen Normalsterblichen, deren Monatseinkommen wahrscheinlich jedoch immer noch ein oder zwei Nullen mehr aufwies als meines, schlenderten wir die kleinen Wege entlang, die durch den Park führten, und obwohl bereits eine beträchtliche Anzahl an Gästen vor Ort war, hatte ich zu keinem Augenblick das Gefühl, mich in einem Tross zu bewegen, im Gegenteil, wir drei gingen mehr oder weniger alleine und außer Hörweite von anderen auf die Villa zu. Laut Hendrik waren zu dem Fest heute Abend über vierhundert Personen eingeladen, und ich zweifelte nicht daran, dass es den gesamten Abend

über trotzdem kaum Gedränge geben würde. Außer vielleicht bei der Rede von Landau um zehn Uhr, die auf der Einladung als einziger Fixpunkt der Party angekündigt war.

Witali begann damit, erste Einstellungen zu drehen: Hendrik, wie er auf die Schlossvilla zuing. Hendrik, wie er kurz innehielt und die Kunstfertigkeit einer Skulptur bewunderte. Hendrik, wie er seine Augen beschattete, um irgendetwas in der Ferne besser erkennen zu können. Ich nahm an, dass Witali diese Impressionen später als eine Art Intro verwendete und achtete darauf, nicht im Bild zu sein. Hendrik selbst schien es nicht zu bemerken, wann die Kamera lief und wann nicht, auch bemühte er sich keineswegs, seinem Produzenten und Regisseur irgendwelche besonderen Gesten anzubieten, er wirkte einfach nur wie ein Kind im Bonbonladen: voller Vorfreude.

Noch mehr freute er sich, als er auf halber Wegstrecke ein erstes, bekanntes Gesicht traf. Eine Frau, offensichtlich eine Mitarbeiterin des Hauses, die gerade in die entgegengesetzte Richtung unterwegs gewesen war, begrüßte Hendrik herzlich mit einer innigen Umarmung. Da Hendrik kurz zuvor – warum auch immer – auf die gegenüberliegende Seite eines Koiteichs gegangen war, konnte ich auf die Entfernung nicht hören, worüber sich die Beiden unterhielten, die Freude aber war ihnen anzusehen.

»Seine Frau?«, fragte ich Witali, der neben mir stehengeblieben war, um aus der Distanz weitere Einstellungen zu drehen. Hendriks Frau war nämlich der Grund, warum Hendrik bei diesen Partys stets auf der Gästeliste stand. Seit über zwanzig Jahren war sie als eine Art Hausmädchen im Dienst von Landau tätig; sie gehörte mittlerweile gewissermaßen zur Familie. Witali sah mich

kurz skeptisch an, dann lachte er laut auf – etwas, das er den gesamten bisherigen Abend noch nie getan hatte.

»Du kennst seine Frau nicht, oder?«, fragte er.

Ich schüttelte den Kopf.

»Wie soll ich es formulieren?«, fragte Witali. »Sagen wir so: Wenn Hendrik heute Abend seine Frau trifft, reagiert sie wohl ... anders.« Noch immer schien er amüsiert über meine Frage.

»Eine lieblose Ehe also?«, gab ich zurück.

Witali zuckte mit den Schultern.

»Sie ist immer nur am Schimpfen«, antwortete er, »aber wie sagt Hendrik immer? Egal, ob du heiratest oder nicht, du wirst es bereuen.« Damit war für ihn das Thema erschöpfend behandelt, wie es schien, denn er widmete sich wieder seiner Kameraarbeit. Hinter uns zogen Gäste vorbei zur Villa, die nicht mehr allzu weit entfernt lag. Aus dem wuchtigen Haupttrakt des Gebäudes ragten zwei kleine Türme empor, die ringsum von Scheinwerfern beleuchtet wurden. Erst später am Abend, bei Dunkelheit, würde diese Installation ihre volle Wucht entfalten, nahm ich an. Ließ man den Blick nach links schweifen, waren zwei Tennisplätze zu erahnen. Hinter dem Haus lag ein größerer Wald, noch weiter dahinter, außerhalb der steinernen Gartenmauer, stiegen die Weinberge an, auch sie im Besitz von Landau.

Auf der Herfahrt hatte Hendrik vom Weinanbau des Gastgebers geschwärmt, von den edlen Tropfen, die der Gutsverwalter herstellte, und von den Sorten, die sie hier züchteten und pflegten. Die Reben waren so wertvoll, hatte er gemeint, dass selbst der Weinberg an seinen Außengrenzen von einer vier Meter hohen Mauer umgeben war. Ich schüttelte beim Anblick von alldem erneut ungläubig den Kopf. Während ich jeden Monat mit meiner Kündigung rechnete, lebte unser Gastgeber in Saus und

Braus. Und das war eine Untertreibung. Der Name Nicolaas Landau war im gesamten Land bekannt. Er war nicht nur ein enger Vertrauter und Berater des Präsidenten und damit ein mächtiger Mann im Staat, er war auch ein erfolgreicher Autor von Ratgeberliteratur. Ich hatte zwar keinen seiner Bestseller gelesen, weder »Mensch, ärgere Dich nicht! Wie Du Dich vom Zorn befreist« noch »Die Ruhe der Seele«, aber selbst ich kannte sein Gesicht von zahllosen Fotos und Interviews. Wobei es in letzter Zeit deutlich ruhiger um ihn geworden war. Landau kam in ein Alter, in dem man wohl lieber hier auf diesem Anwesen seine Stunden verbrachte als noch im politischen Tagesgeschäft mitzumischen.

»Woher kommt all das Geld, glaubst du?«, fragte ich Witali, als dieser gerade dabei war, seine Kamera wieder zu verstauen. »Aus der Politik, weil Landau mit den Mächtigen per du ist? Oder aus dem Verkauf von Büchern?«

»Politik«, antwortete Witali ohne zu zögern. »Glasklar. Unsere Politik ist samt und sonders verwahrlost, ein einziger Sumpf aus Korruption. Schau dir doch die Gesetze an, die erlassen werden. Die Reichen richten es sich, wie sie es gerade brauchen. Und der Präsident und seine gesamte Sippe sind das beste Beispiel dafür.«

Ich war verwundert über diesen plötzlichen Gefühlsausbruch. Während der Autofahrt war mir dieser Mann noch wortkarg vorgekommen, so, als würde es ihm genügen, Hendrik zuzuhören und ihm Recht zu geben, war man jedoch mit ihm alleine, zeigte sich, dass er eben mehr als nur ein Kameramann war, der bloß aufzeichnete, was vor seiner Linse geschah.

»Der Präsident wäre wohl euer liebster Interviewpartner, habe ich Recht?«, fragte ich. Eigentlich war mir nicht nach einer Unterhaltung zumute, aber ich verstand mich als einen höflichen Menschen und wollte

nicht nur stumm neben diesem Mann stehen, der immerhin so nett gewesen war, mich in seinem Wagen hierher mitzunehmen. Auch wenn es gegen meinen eigentlichen Willen geschehen war.

»Absolut«, stimmte Witali mir zu. »Leider ist er heute Abend nicht hier, aber der Präsident wäre der perfekte Gesprächspartner für Hendrik. Ohne Zweifel.« Er klang, als sähe er das Interview bereits vor seinem geistigen Auge. Und als könne er kaum erwarten, bis diese Vision endlich Wirklichkeit werden würde. »Hast du dir ein paar unserer Videos angesehen?«, fragte er plötzlich.

»Zwei oder drei«, log ich. Wiederholend: Ich bemühte mich, höflich zu sein – und zwar manchmal zu sehr.

»Dann weißt du ja«, sagte Witali, »dass unsere Herangehensweise im Grunde immer dieselbe ist.« Seine Stimme klang nun lebendiger als zuvor, weniger kühl. Mehr als das: Sprach er über ihre Videoplattform, erinnerte er an einen Verliebten. »Hendrik sucht sich einen Experten, oder jemanden, der sich für einen Experten hält, und diskutiert mit ihm eine bestimmte Frage. Zum Beispiel: Was bedeutet es, gläubig zu sein? Oder: Woran erkennt man ein gutes, gerechtes Gesetz? Und dann? Dann muss ich eigentlich nur noch die Kamera draufhalten, denn ab dann ist Hendrik voll in seinem Element. Seine große Stärke ist es, dass er sich selbst nicht zu wichtig nimmt.« Je länger Witali sprach, desto mehr klang die Bewunderung durch, die er für seinen Freund empfand. »Hendrik predigt nicht«, fuhr er fort, »sondern hört zu und stellt Fragen. Er selbst versteht sich ja nicht als Experte, der Andere glaubt ein Experte zu sein. Hendrik will nur verstehen, ob sein Gesprächspartner tatsächlich weiß, worüber er redet. Und genau darin liegt das Erfolgsrezept unserer Videos.« Er nickte als würde er jemandem Recht geben. Ich nahm an, sich selbst. »Unsere Seher finden es extrem unterhaltsam und lehrreich, wenn

der angebliche Experte immer mehr ins Rudern gerät, wenn er immer weniger weiß, was er auf die nächste Frage von Hendrik noch antworten soll. Wir hatten schon Interviewpartner, die kapituliert haben. Die irgendwann sagten: ›Okay, das Thema ist extrem schwierig. Da gibt es keine eindeutige Antwort.‹ Und genau darauf will Hendrik hinaus. Er will uns zu verstehen geben, dass wir oft wie selbstverständlich über Dinge sprechen, und dabei eigentlich viel weniger Ahnung haben, als wir glauben.«

»Mehr nicht?«, fragte ich und bereute die zwei Worte in derselben Sekunde.

»Was heißt ›mehr nicht?‹«, fragte Witali aufbrausend. Meine unbedachte Rückfrage hatte ihn sichtlich verstimmt. Am liebsten hätte ich es den Koi im Teich gleichgetan, nämlich geschwiegen, Witali jedoch wartete auf eine Erklärung.

»Na ja ... ich dachte«, begann ich stammelnd, »ich dachte, dass Hendrik am Ende eine Antwort auf die diskutierte Frage aus dem Hut zaubert.«

»Wie so ein verdammter Magier?«, schmetterte mir Witali entgegen. »Aber das ist doch der Clou! Das Erkennen des eigenen Scheinwissens ist der erste Schritt zum echten Wissen!« Es war offensichtlich, dass er diesen Satz schon oft gesagt oder noch öfter von Hendrik gehört hatte. Und genau dieser, Hendrik, kehrte in diesem Augenblick zu uns zurück – und zwar zu meiner Freude, denn der großgewachsene, muskulöse Witali wurde mir langsam unheimlich.

»Entschuldigt«, sagte Hendrik und strahlte uns freudig an. »Eine alte Freundin, die auch schon seit Jahren für die Familie arbeitet. Sie war gerade unterwegs zu den Pferdeställen. Dort wird das Feuerwerk vorbereitet.«

»Ein Feuerwerk?«, fragte Witali. »Davon steht gar nichts in der Einladung.«

Hendrik zwinkerte uns beiden zu.

»Pst«, sagte er flüsternd. »Ist eine Überraschung. Für Gäste, die lange genug bleiben.«

Ich war dankbar, als wir den Schritt wieder aufnahmen, und noch dankbarer, dass wir es in Schweigen taten. Vor uns lag die Villa, das Epizentrum des Festes. Auf der Seeseite des Anwesens, am Fuße einer Terrasse, wie ich sie nur von Schlössern her kannte, stand über ein Dutzend Zelte, zwischen denen sich der Großteil der bisher eingetroffenen Gäste aufzuhalten schien. Hier nun waren sie endlich, die Kellner mit dem Champagner, die mir dabei helfen würden, das zu tun, was für heute Abend mein eigentlicher Plan gewesen war: mich zu betrinken.

In einem der Zelte wurden Kinder geschminkt, vor einem anderen standen vier Hostessen in engem Rock, die jedem Gast, wenn gewünscht, ein Gratisexemplar des Buches in die Hand drückten, das der Anlass für das heutige Fest war: ›Das Leben ist kurz. Wenn wir es falsch leben.« So lautete der Titel des jüngsten Werks von Landau, in dessen Zeichen der gesamte Abend stand. Jedes Mal, so hatte mir Hendrik erzählt, wenn Landau ein neues Buch auf den Markt brachte, gab er – oder sein Verlag – ein großes Fest, zu dem bewusst nicht nur die High Society eingeladen wurde.

»Landau will sich volksnah geben«, hatte Hendrik mir erklärt. »An solch einem Abend schmückt er sich mit Menschen, wie wir es sind. Mit einfachen Gästen. Aus dem Prekariat. Ohne guten Job.«

»Na herzlichen Dank auch«, hatte ich zynisch geantwortet, obwohl ich ihm Recht geben musste: Journalist mit Schwerpunkt ›Chronik‹ für ein kleines Boulevardblatt, das die besten Tage längst hinter sich hatte, war nun wahrlich kein Traumjob. Vor allem nicht, wenn man auf den Gehaltszettel blickte.

»Du weißt, wie ich es meine«, hatte Hendrik gesagt. »Landau ist davon überzeugt, dass er Bücher für alle Menschen schreibt. Und deswegen gibt er auch ein Fest für alle sozialen Schichten.«

Als wir endgültig an der Villa angekommen waren, wirkte es, als würde Hendrik jemanden in der Menge suchen.

»Arbeitet deine Frau heute Abend auf der Party?«, fragte ich ihn.

»Warum?«, fragte er erschrocken. »Siehst du sie?«

»Was? Nein. Ich weiß doch gar nicht, wie sie aussieht.«

Er schien erleichtert über meine Antwort und nahm seine Suchbewegung von neuem auf.

»Landau«, erklärte mir Witali. »Er ist heute Abend unser primäres Ziel. Wir wollen endlich mit dem alten Landau ein Interview führen.«

»Ja«, stimmte Hendrik zu. »Aber nicht jetzt. Den Alten fragen wir erst nach seiner Rede. Dann ist er aufgewärmt. Und entspannt. Im besten Fall fangen wir ihn später irgendwo Abseits des Trubels ab.« Noch immer suchte er jemanden, plötzlich aber schien er fündig geworden zu sein. »Schau«, sagte er aufgeregt zu Witali und deutete auf eine Frau, die einen Pudel an der Leine führte. Sie wirkte verloren und misstrauisch. Kurz: Sie sah aus wie ich mich fühlte. »Ist das nicht Landaus Tochter?«, fragte Hendrik. »Ich meine nicht die Richterin, sondern die Schriftstellerin. Die kaum jemand liest. Wie heißt sie nochmal?«

»Donna«, antwortete Witali. »Donna Raman. Sie hat den Namen Landau irgendwann abgelegt und ihren Künstlernamen offiziell eintragen lassen. Ja, das ist sie. Aber wie du sagst: Kaum jemand kennt sie.«

»Ist doch egal, ob sie berühmt ist oder nicht«, erwiderte Hendrik. »Sie hat ein völlig anderes Menschenbild als der alte Landau. Das ist ein perfekter Start in unseren Abend,

oder?« Er gluckste fast vor Freude und Witali verstand, dass er sich eine Antwort sparen konnte und stattdessen die Kamera auspacken sollte. Die beiden gingen schnurstracks auf die Frau zu, ohne mich weiter zu beachten, was für mich bedeutete: Ich war frei. Zumindest frei genug, um mich alleine irgendwo hinzusetzen und ein Glas nach dem anderen in mich hinein zu kippen.

Wie gestern Abend also.

Ich brauchte hierzu nicht einmal darauf zu warten, bis einer der Kellner meinen Weg kreuzte, sondern sah den perfekten Ort für meine Abendgestaltung auf einem Schild an der großen steinernen Treppe zur Villa hinauf angeschrieben:

Bar im Erdgeschoss. Zur linken Seite der Festhalle.

Als ich die Stufen hinaufstieg, klingelte erneut mein Handy.

Eine weitere Nachricht.

3

»Was darf ich Ihnen bringen?«, fragte der Barkeeper.

Ich wählte einen Whisky. Nicht, dass ich ein großer Kenner gewesen wäre, genauer gesagt musste ich jedes Mal aufs Neue überlegen, was noch einmal der Unterschied zwischen einem Whiskey und einem Whisky war, aber das Getränk schien mir sowohl zu meiner Stimmung wie zu meiner Umgebung zu passen.

Ich saß auf dem Hocker einer Bar, die nicht etwa extra für diesen Abend aufgebaut worden war, nein, alles sah aus wie in einer echten Cocktailbar in der Innenstadt: Eine lange Theke aus dunklem Mahagoniholz, Fenster aus mattem Glas, Zapfhähne mit verschiedenen Biersorten, schwach leuchtende Deckenlampen und kleine Sitznischen, in die sich jene Gäste zurückziehen konnten, die nicht am Tresen sitzen wollten. Gäste allerdings waren um diese Uhrzeit noch kaum anwesend, kein Wunder: Während draußen die Abendsonne die Parkanlage in ein freundliches, mildes Licht tauchte, hatte man hier den Eindruck, sich in einer Spelunke zu verkriechen.

Also genau richtig für mich.

Wenngleich es eine 5-Sterne-Spelunke war.

Ich legte mein Handy auf die Theke und nahm einen ersten Schluck. Die Barkeeper, die wohl zu einer Cateringfirma gehörten, waren gerade dabei, sich für diesen Abend einzurichten. Sie schlichteten letzte Flaschen in Fächer, bereiteten Zutaten für Cocktails vor und schütteten Eiswürfel in kleine Gefrierbecken. Auf der Bühne der Festhalle neben der Bar begann in diesem Augenblick eine Band zu spielen: Unaufdringlich und ohne Gesang, aber beschwingt. Von da, wo ich saß, konnte ich von Schlagzeug, Kontrabass und Klavier nur den Pianisten

sehen. Erst nach dem zweiten Schluck nahm ich mein Handy wieder zur Hand.

Natürlich hatte Hendrik Recht: Ich sollte ihre Nachrichten erst morgen lesen, oder vielleicht noch besser: überhaupt nicht. Zugleich aber wollte ich nichts so unbedingt im Leben, wie zu erfahren, was sie tat und was sie dachte. Eben darin bestand ja die Crux des Liebeskummers. Er glich einem Entzug. Ich wollte ihr nahe sein, konnte und durfte es aber nicht. Am liebsten hätte ich sie auf der Stelle angerufen, aber mein Stolz und mein Trotz gewannen: Warum zur Hölle rief *sie* nicht an? Wenigstens bekam ich Textnachrichten von ihr, und zwar durchaus lange - und dafür war ich dankbar. Jedes Wort, das sie mir schrieb, bedeutete immerhin noch so etwas Ähnliches wie Nähe. Und damit so etwas wie Hoffnung. Zumindest im Streit gab es demnach immer noch so etwas wie ein ›Wir‹.

Nach dem dritten Schluck war ich bereit, zu lesen, was meine Frau mir schrieb. Oder wahrscheinlich sollte ich endgültig damit beginnen, sie ›Ex-Frau‹ zu nennen.

»Ich will nicht in unseren Streit einsteigen. Wer was falsch gemacht hat. Die alte Leier, die wir seit Monaten diskutieren. Was du nicht verstehst, ist, dass es bei alledem gar nicht um dich geht. Meine Krise hat nichts mit dir zu tun. Ich zweifle an vielem. An meinem Job, meiner Rolle als Mutter, meinen bisherigen Entscheidungen. Bei alledem geht es nicht um dich.«

»Jede Handlung, die wir setzen, jede Entscheidung, die wir treffen... immer wollen wir damit etwas erreichen. Ich habe das alles nie hinterfragt, weil mir immer klar zu sein schien, was ich wollte: Karriere machen, in einer Altbauwohnung leben, heiraten, eine Familie gründen,

eine eigene Agentur leiten, aber irgendwann wurde mir klar, dass all diese Ziele keine wirklichen Ziele sind, sie sind eher so etwas wie Mittel zum Zweck. Was aber wollen wir denn wirklich erreichen, wenn wir all diesen vermeintlichen Zielen hinterherhecheln? Welches Ziel streben wir immer um seiner selbst willen an? Ich sage es dir: Es geht darum, Glückseligkeit zu finden, und ich weiß, dass du jetzt die Augen verdrehst. Ich sehe es regelrecht vor mir. ›Glückseligkeit. Was für ein verstaubter Begriff. Was soll denn das bedeuten?‹ Richtig? Aber darum geht es doch letztlich allen Menschen. Mit jeder Entscheidung. Wir wollen glücklich sein. Wollen ein gutes Leben führen, das uns fordert, aber auch zufriedenstellt. Das zu uns passt. Dieses Ziel ist kein Mittel zum Zweck, sondern ein wirkliches Ziel. Und als ich eben dies verstanden hatte, fragte ich mich, was mich glücklich macht. Und ja, ich hätte schon damals offen mit dir darüber reden sollen. Das habe ich nicht getan. Das tut mir leid. Stattdessen habe ich gewisse Entscheidungen getroffen, die dir weh taten.«

Bis zur letzten Zeile hatte ich die Worte gefestigt gelesen, interessiert, aber ohne von meinem Kummer fortgespült zu werden, jedoch nur bis zur letzten Zeile, dann nämlich waren mir Tränen in die Augen geschossen. Aus Trauer, Eifersucht und Wut. Wie konnte sie sich das alles bloß so schönreden? Ich erkannte meine Frau kaum wieder. Sie klang wie eine Fremde. Wie konnte sie von ›Mittel zum Zweck‹ oder ›Glückseligkeit‹ faseln, oder auch davon, ›gewisse Entscheidungen getroffen‹ zu haben, ohne das Offensichtliche beim Namen zu nennen: Sie hatte unser Leben als Familie weggeworfen. Es war ihr sichtlich nichts wert – oder zumindest weit weniger als dieser andere Mann, den sie seit längerem hinter meinem Rücken traf.

Sei es, um gemeinsam essen zu gehen, oder sich während der Mittagspause in einem Hotelzimmer zu vergnügen.

Die Bilder dieser Treffen, wann immer ich sie mir vorstellte, waren wie Faustschläge in meinen Magen. Wahrscheinlich trug sie an diesen Tagen stets die Reizwäsche, deren Rechnung ich zufällig gefunden hatte. Wahrscheinlich kam sie an diesen Abenden später nach Hause, um mir irgendetwas von verschobenen Meetings und anstrengenden Kunden zu erzählen, während sie in Wahrheit erst hatte duschen müssen, um seinen Schweiß von sich abzuwaschen.

Ich weiß, dass Liebeskummer für Außenstehende peinlich wirkt. Er ist schlicht kein origineller Schmerz, der tiefgehende Analysen bräuchte. Die Erkenntnis, ein Klischee zu sein, half mir jedoch nicht weiter: Jeder Atemzug, bei dem ich an sie dachte, tat weh. Mir war, als hätte ich seit Tagen keinen Boden unter meinen Füßen gespürt. Und entsprechend wankte ich durchs Leben.

»Alles in Ordnung?«, fragte mich der Barkeeper.

Ich wischte mir die Tränen aus den Augen und wollte gerade lügen, als mir einfiel, dass dazu kein Anlass bestand. Also sagte ich die Wahrheit.

»Nein. Mir geht es hundeelend. Seit Tagen.«

Der Barkeeper, der gerade dabei gewesen war, mit einem übergroßen, langen Messer Zitronen in Scheiben zu schneiden, trat auf seiner Seite der Theke näher an mich heran.

»Ich weiß, wie Sie sich fühlen«, sagte er und legte das Messer behutsam auf das Brett ab. Ohne es zu wollen, schnaubte ich verächtlich.

»Sie wissen, wie ich mich fühle, ohne gefragt zu haben, was genau in meinem Leben passiert ist?«

Meine forsche Replik, so dachte ich, würde eine Nachfrage zeitigen, vielleicht sogar eine Entschuldigung,

stattdessen jedoch ließ der Mann nur ein simples ›Ja‹ hören. Auch wenn ich kraftlos war und mir die Tränen noch immer in den Augen standen, fühlte ich mich durch seine Antwort provoziert – vielleicht auch neugierig gemacht. Ich deutete ihm, dass er mir erneut einschenken möge.

»Sie können also erraten, was Menschen traurig macht?«, fragte ich während sich der Whisky mit einem gurgelnden Geräusch ins Glas ergoss. »Ist das so ein klischeehaftes Barkeeper-Talent, das man nach Jahrzehnten hinter der Theke perfektioniert hat?«

Er schüttelte milde lächelnd den Kopf, der bereits von grauem Haar überzogen war.

»Nein, mit meinem Job hat das nichts zu tun.«

»Sondern?«

Er zuckte mit den Schultern und lächelte mich an. Ich verstand nicht und war zu müde, um nachzufragen. Außerdem hatte ich seit Tagen kaum etwas gegessen. Der Alkohol fuhr mir direkt ins Blut.

»Wollen Sie lieber alleine sein?«, fragte er mich. Und obwohl ich genau deswegen den Garten verlassen hatte, bemerkte ich, dass ich den Kopf schüttelte. Wahrscheinlich hatte ich in Wahrheit Angst davor, hier alleine zu sitzen, und ihre Nachrichten – auch die vorangegangenen – immer und immer wieder zu lesen.

Wie gestern Abend.

Und den Abend zuvor.

»Es gibt so viele Gründe, warum Sie traurig sein könnten«, sagte der Mann, nahm ein Weinglas aus dem Regal und begann es zu polieren. »Sie können todkrank sein, Ihr Vater kann gestorben sein, oder Ihr Kind. Vielleicht hat Sie Ihre Frau verlassen, oder Sie haben Ihren Job verloren, oder Sie fühlen sich einsam im Leben, vielleicht ist Ihr Hund weggelaufen...«

»Nicht gerade motivierend, was Sie da sagen«, unterbrach ich ihn. »Ich dachte, Barkeeper sollen ihre Gäste trösten und aufbauen?«

Er lächelte.

»Als ich jung war«, begann er und hielt das Weinglas kontrollierend gegen das Licht, »und ja, ich war mal jung, auch wenn man es mir nicht mehr ansieht, also, als ich jung war, wollte ich raus aus meinem Elternhaus, ich wollte die Welt sehen. Also habe ich eine Lehre in der Gastronomie begonnen und bin ins Ausland gegangen, quasi in alle vier Himmelsrichtungen. Ich war noch nicht zwanzig, da hatte ich schon auf vier verschiedenen Kontinenten in Hotels und Restaurants gearbeitet. Und in all der Zeit habe ich viel gelernt.«

»Und zwar, warum Menschen traurig sind?«, fragte ich.

»Irgendwie ja«, war seine Antwort. »Ich habe verstanden, dass Leben Leid bedeutet. Die Wahrheit ist doch: Vom Moment der Geburt an leiden wir, oder etwa nicht? Und es wird im Alter nicht weniger. Die Reichen mögen es besser haben als die Armen, aber grundsätzlich ergeht es uns allen gleich.«

»Wie gesagt, Sie sind nicht gerade ein Motivationscoach«, antwortete ich und nahm einen Schluck.

»Wieso?«, fragte er zurück. »Die Lösung liegt doch auf der Hand.«

Beinahe hätte ich mich an meinem Whisky verschluckt.

4

»Wenn Sie eine Erleuchtung hatten«, kommentierte ich die dramaturgische Pause des Barkeepers patzig, »dann lassen Sie sich die tiefgründige Wahrheit nicht aus der Nase ziehen. Immer her damit!«

Meine Unfreundlichkeit schien seiner inneren Ruhe nichts anhaben zu können. Ein Grund mehr, warum ich meinen Tonfall sogleich bereute. Er nahm ein neues Weinglas in die Hand und begann auch dieses achtsam zu polieren.

»Warum leide ich denn als Mensch?«, fragte er ohne mich dabei anzusehen. »Weil ich etwas will. Weil ich etwas begehre und verlange. Weil ich mein Ich zu wichtig nehme. Wer aber nichts begehrt, nichts will und an nichts hängt, wer sein Ich also überwindet, es auslöscht... der leidet auch nicht. So einfach ist das.«

In meinem Gesicht zeigte sich wohl so etwas wie Fassungslosigkeit.

»Aber das hilft mir doch nicht weiter«, sagte ich. »Wenn ich nichts mehr will, bin ich tot!«

»Oder glücklich«, war seine gelassene Antwort. »Oder eigentlich noch besser als glücklich«, setzte er milde lächelnd hinzu.

»Noch besser als glücklich?«, gab ich zurück. »Was soll das bedeuten?«

»Sie würden gar nicht mehr versuchen, glücklich zu werden«, antwortete er.

Ich brauchte einen Moment, um zu überlegen.

»Ich glaube, das ist mir zu hoch«, sagte ich dann. »Ich steige aus. Aber ich sollte Ihnen die Nummer meiner Frau ... oder Ex-Frau ... geben. Sie denkt auch viel über das Glück nach.«

Er sah mich mitfühlend an.

»Die Liebe also«, sagte er leise. »Sollen wir das Thema wechseln?«

Ich senkte meinen Blick und nickte.

Auf dem Brett mit den Zitronenschreibern lag immer noch das große Messer. Ohne es zu wollen, wurde meine Fantasie von einem Gedankenspiel fortgerissen: Vor meinem geistigen Auge sah ich, wie ich mit diesem Messer bewaffnet meinen Widersacher zur Rede stellte – aber nur eine Sekunde darauf platzte dieser Traum bereits wieder: Nein, dieses Messer mochte Zitronen schneiden. Probleme löste es jedoch nicht.

Auf der Bühne der Festhalle begann derweil ein neuer Song. Schlagzeug und Kontrabass machten den Beginn, der Pianist setzte nach einigen Takten ein. Er trug ein weißes, hochgeschlossenes Hemd, dessen Kragen an einen Priester erinnerte, und er blickte weder auf sein Instrument noch ins Publikum, sondern starrte in die Ferne.

Der Barkeeper folgte meinem Blick.

»Er hat eine wunderschöne Stimme«, sagte er.

»Aber er singt doch gar nicht«, gab ich zurück.

»Nein, schon lange nicht mehr. Ich weiß nicht, warum, aber ich kenne ihn noch von früheren Auftritten.« Er stellte ein weiteres Weinglas ins Regal zurück. »Was machen Sie beruflich, wenn ich fragen darf?«

»Jetzt versuchen Sie, mich abzulenken«, sagte ich.

»Nein, ich will mich nur mit Ihnen unterhalten.« Sein Lächeln zeigte mir, dass ich Recht hatte.

»Ich arbeite für eine Zeitung«, antwortete ich. Seit Jahren vermied ich es bewusst, mich selbst als Journalisten zu bezeichnen. Bei dem, was ich in Wahrheit tat, empfand ich diese Aussage als eine Lüge.

»Das bedeutet?«, fragte der Barkeeper.

»Ich schreibe für den Chronikteil. Autounfälle, Wetterkatastrophen, Amokläufe ...«

Man wollte Journalist werden, um die Welt zu beschreiben und zu verstehen. Vielleicht sogar, um sie zu verbessern. Während meiner ersten Praktika hatte ich noch von politischen Reportagen, tiefgehenden Interviews und investigativen Aufdeckergeschichten geträumt – wenn ich mir nun die Frage stellte, was aus diesen studentischen Visionen geworden war, musste ich mir jedoch eingestehen: Nichts. Ich hatte keine Berufung, sondern einen reinen Brotberuf. Und als solcher war er mies bezahlt, gerade wenn ich mein Gehalt mit dem Einkommen meiner Frau – oder Ex-Frau – verglich.

»Der Flugzeugabsturz der Präsidentenmutter?«, fragte der Barkeeper.

»Ja, auch über den habe ich geschrieben«, antwortete ich seufzend. Den Unfallbericht des Flugzeugabsturzes hatte ich sogar sechsmal in voller Länge gelesen, da mein Chef noch eine siebte Story daraus hatte machen wollen. Das Kleinflugzeug, mit dem die Mutter des Präsidenten zu einer Ferieninsel unterwegs gewesen war, war kurz nach dem Start abgestürzt. Der Pilot war bei dem Unglück gestorben, die Mutter des Präsidenten hatte überlebt.

Das Drama in der Luft – das Wunder am Boden.

So (un)sicher sind Kleinflugzeuge.

Gedächtnisverlust? Woran erinnert sich die Mutter des Präsidenten?

»Auch ein schlechtes Thema«, sagte ich erschöpft und bemühte mich um ein Lächeln. »Entschuldigen Sie, ich weiß... ich bin ein ganz furchtbarer Gast«, setzte ich hinzu, »aber mir hängt dieser Absturz zum Hals heraus.«

»Dann sind Sie eventuell auf der falschen Party«, sagte der Barkeeper.

»Warum?«

»Das Buch«, antwortete er, als würde jeder darum wissen, was damit gemeint war, ich aber sah ihn nur